

# Schafott/Über den grünen Klee

EINE BEDEUTENDE AUTORIN

**Gabriele Tergits Erinnerungen sind aus dem Nachlass neu herausgegeben worden. Eine wunderbare Autorin des 20. Jahrhunderts in einem ihrer wichtigsten Texte**

Schon wieder ein Ullstein-Buch, das an die 1920er Jahre erinnert, neu herausgegeben und wieder bei einem anderen Verlag? Vor kurzem ist Vicki Baums fragmentarische Autobiographie *Es war alles ganz anders*, ursprünglich 1962 bei Ullstein gedruckt, neu bei Kiepenheuer & Witsch erschienen. Jetzt folgen die Erinnerungen einer der anderen großen Autorinnen der Weimarer Republik, Gabriele Tergits *Etwas Seltenes überhaupt* bei Schöffling & Co. Tergits Erinnerungen wurden von Ullstein 1983, ein Jahr nach dem Tod der Autorin, publiziert, allerdings nur im Taschenbuch und in einer redigierten Fassung. Jetzt folgt der Neudruck dieses vielleicht wichtigsten Textes Gabriele Tergits.

Dass die Lektüre lohnt, wird schnell bestätigt, nicht nur durch die Themen, die Tergit anspricht, sondern auch durch die Schreibweise und die Struktur. Die Erinnerungen sind in alldem äußerst ungewöhnlich. Sie zeichnen sich nicht nur durch den unterhaltsamen, immer ironisch gefärbten Stil der journalistisch ausgebildeten Schreiberin aus. Tergit verweigert sich auch der Konvention, beim immerselben Anfang zu beginnen. Das Elternhaus spielt kaum eine Rolle, die Kindheit ist nicht präsent, vor allem blockieren solche Berichtsteile nicht den Zugang zu den Themen, die an Tergit vor allem interessieren, die 1920er und frühen 1930er Jahre, das Exil und die Nachkriegsjahrzehnte. Die Erinnerungen demonstrieren nicht zuletzt über die Struktur die Haltung einer reflektierenden Beobachterin, die in Teilen eng mit dem verbunden ist, was sie schildert.

Ihr Text ist dabei weniger historische Quelle, nicht einmal ihrer Biographie, als historisierender Kommentar: Ihre Etablierung als Auto-

rin ist vor allem aus grundsätzlichen Erwägungen heraus von Bedeutung. Ein junges Mädchen aus bürgerlichem Haus trat nicht in einer solchen Form öffentlich auf. Das war wenige Jahre später völlig anders. Dass Frauen publizistisch tätig waren, war um 1930 weitgehend akzeptiert, wenngleich ihre Tätigkeit als Gerichtsreporterin, vor der sie eingestandenemaßen anfangs zurückschreckte, immer noch ungewöhnlich war.

Nicht minder aufschlussreich ist ihre Sicht auf den Aufstieg der Nationalsozialisten, vor denen sie 1933 fliehen musste: Sie zeigt den Auftritt Goebbels' vor Gericht, der mehr dem einer heutigen Pop-Größe gleicht, den seine Groupies umschwärmen, als dem des nationalsozialistischen Agitators. Die Gefahr, die von den Nazis wie von der Dominanz nationaler Strömungen ausging, war ihr schon früh bewusst. Dennoch ist der Blick auf die Weimarer Republik wie von Melancholie geprägt: Was ist von diesem blindwütigen Nationalismus alles zerstört worden ... Aber Tergit zeigt sich auch nicht als Freundin der extremen Linken. Wie eine Befreiung ist es für sie, als sie vom Hitler-Stalin-Pakt hört. Endlich wurde die Nähe zwischen den beiden Extremen des politischen Spektrums offensichtlich. Von dieser Sicht entfernte sie sich auch nicht in den Nachkriegsjahren, die Kommunisten waren ihr vor allem das Spiegelbild der Nazis. Nicht minder entschieden ist Tergits Blick auf die Nachkriegszeit: Die Nachhaltigkeit, mit der sich der Antisemitismus hielt, die relativ hohe Popularität der Nazi-Größen, das Desinteresse an den Themen, die einer Autorin auf den Nägeln brannten, die vor den Nazis fliehen musste, all das hat das Weltbild Tergits geprägt. Sie war entschiedene Antifaschistin

und zugleich entschiedene Antikommunistin. Sie bezeichnet sich in ihren Erinnerungen gelegentlich als liberal. Aber unabhängig davon, ob man ihrem Blick, ihren Charakterisierungen, ihren Wertungen folgt, war sie vor allem eine bedeutende Autorin, und ist dies ein bedeutender Text.

Dass er nun in einem anderen Verlag erscheint, kann kaum wundern: Die Bemühungen des Hauses Ullstein, nach dem Krieg an die alte Bedeutung anzuschließen und wieder einer der großen, marktbestimmenden und innovativen Verlage zu werden, wengleich in der Obhut Axel Springers, sind wohl gründlich gescheitert. Dazu waren wohl die Ausgangsbedingungen beim Neustart nach dem Kriege zu schlecht, insbesondere fehlte dem Verlag das Zeitschriften- und Zeitungsgeschäft, aus dem Ullstein immerhin hervorgegangen ist. Dennoch sind in den Nachkriegsjahrzehnten zahlreiche Autorinnen und Autoren bei Ullstein untergekommen und neu vorgelegt worden, die in der Weimarer Republik große Namen waren. Eben die erwähnte Vicki Baum oder auch Gabriele Tergit – wengleich ihr erster Roman, *Käsebieb erobert den Kurfürstendamm* über den Aufstieg und Fall eines Sängers, der mediengemacht ist, nicht Tergits Kernkompetenz repräsentiert: den schnellen, kleinen Text im lakonischen Tonfall, der auf einem genauen Blick und einem scharfen Urteil beruhte. Dieser Stil und dieser Blick machten sie als Journalistin bekannt, und nicht ihr Roman, der über die Startauflage nicht hinauskam und der nur ein gutes Jahr Zeit hatte, seine Wirkung zu entfalten. Nicht also der Roman machte Tergit „berühmt“, wie es gelegentlich heißt – etwa in der Notiz zu Buch und Autorin bei buchhandel.de. Tergit hatte sich stattdessen – wie Erhard Schütz betont – einen hohen Bekanntheitsgrad, wenn nicht eine große Prominenz als Gerichtsreporterin erarbeitet.

Gabriele Tergit, eigentlich Elise Reifenberg, geborene Hirschmann, als Historikerin promoviert, schrieb ab ca. 1920 für die *Vossische Zeitung*, das *Berliner Tageblatt* und für die *Weltbühne*. Als feste Mitarbeiterin des *Berli-*

*ner Tageblatt* seit 1925 übernahm sie schließlich die Gerichtsreportagen. Anders als ihr 1928 verstorbener Kollege Paul Schlesinger oder Kurt Tucholsky veröffentlichte sie aber keine Sammelbände ihrer Reportagen oder kleinen Texte, sondern versuchte sich stattdessen gleich am Roman. Als scharfe Kritikerin der Nazis und als Jüdin gefährdet, ging sie 1933 ins Exil, erst nach Palästina, dann 1938 nach Großbritannien, wo sie bis zu ihrem Tod 1982 lebte.

Mit dem Exil aber verlor Tergit ihre Publikationsmöglichkeiten weitgehend. Nach 1945 nahm sie zwar ihre Arbeit als Journalistin wieder auf. Sie schrieb für den Berliner *Tagespiegel* und die *Neue Zeitung* in München, in der Erich Kästner als Leiter des Feuilletons tätig war. Auch gelang es ihr, ihren zweiten Roman *Effingers* im Jahr 1951 zu publizieren. Drei kleinere Sachbuchtitel folgten über die Jahre, bis hin zu den ein Jahr nach ihrem Tod erschienenen Erinnerungen.

Aber die Karriere der 1894 geborenen Tergit nahm nach 1945 nicht wieder Fahrt auf. Andere, jüngere Autorinnen und Autoren waren näher dran an den Themen, die die Deutschen interessierten. Als Emigrantin war sie zudem über zwölf Jahre von den Verbindungen abgeschnitten gewesen, die auch in der Neukonstitution des Medienbetriebs in Deutschland entscheidend waren. Die Teilung Deutschlands machten das Feld für Tergit zudem schwierig, als entschiedene Kritikerin des Stalinismus hatte sie in der DDR keine Resonanz. Hinzu kommt, dass Tergit mit dem zweiten Roman die Geschichte einer jüdischen Familie in Deutschland behandelte. Dieses Thema lag zwar einerseits nahe, es lagen andererseits jedoch bereits andere Texte vor, etwa Wilhelm Speyers *Das Glück der Andernachs*, 1947 erschienen, die sich ihm widmeten. Der Text erschien zudem in einer Zeit, in der in der Bundesrepublik der Antisemitismus keineswegs als überwunden gelten kann, zugleich andere Fragen, wie der Wiederaufbau, mehr im Fokus standen. Der Zusammenbruch des Zeitschriftenmarktes nach der Währungsreform oder der Misserfolg von

Wolfgang Koeppens Treibhaus-Trilogie, zeigen, auf welche Themen und Medien die westdeutsche Kultur fokussierte. Sogar ein genuines Nachkriegsthema wie die Trümmerliteratur scheint diesem Verdrängungsprozess unterlegen zu sein, wenn man Heinrich Bölls *Bekennnis zur Trümmerliteratur* von 1952 bedenkt.

Zwar arbeitete Tergit seit 1957 fünfundzwanzig Jahre, wie Nicole Henneberg, die Herausgeberin ihrer Erinnerungen, berichtet, als ehrenamtliche Sekretärin des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autorinnen und Autoren im Ausland, was ihr wohl zahlreiche Kontaktmöglichkeiten eröffnete. Dennoch stockte ihre publizistische Karriere. Ihr dritter Roman mit dem Titel *So war's eben*, blieb unveröffentlicht. Sogar die erste Publikation ihrer Erinnerungen, *Etwas Seltenes überhaupt*, lässt sich eher durch die Wiederentdeckung von Werk und Autorin in den 1970er Jahren erklären als durch ihre durchgängige Präsenz im deutschen Literaturbetrieb. Und selbst dabei sind Abstriche zu machen, denn Tergits Erinnerungen erschienen bei Ullstein nicht im repräsentativen Hardcover, sondern lediglich als Ullstein-Taschenbuch, was zwar eine gute Verbreitung ermöglichte, aber die Nachhaltigkeit ihrer Wahrnehmung beim Lesepublikum, bei Kritik und Wissenschaft beeinträchtigte. Der *Käse-bier* wurde erst 1977 wieder aufgelegt. Und auch der zweite Roman, *Effingers* (der gleichfalls jetzt neu aufgelegt wird), erlebte erst spät Neuauflagen. Ihre verstreuten journalistischen Beiträge, vor allem aber ihre Gerichtsreportagen, für die sie im selben Zug mit dem früh verstorbenen Paul Schlesinger, der als Sling zeichnete, genannt wird, wurden erst 1994 in Auswahl wieder vorgelegt.

Eine vergessene Autorin also? Nicht mehr, wäre eher zu sagen. Was auch das heutige Interesse an den Erinnerungen erklärt. Und mehr noch, der Text wird nunmehr in einer Fassung publiziert, die die Eingriffe des damaligen Ullstein-Lektorats wieder zurücknimmt. Die Herausgeberin Nicole Henneberg ist für die Neuausgabe auf das Typoskript Tergits zurückgegangen, das handschriftliche

Korrekturen der Autorin enthält. Die Neuausgabe ist somit nicht nur ein purer Nachdruck, sondern gibt tatsächlich eine Textfassung, die dem Willen der Autorin deutlich nähersteht als die bislang vorliegende Publikation, mit allen Risiken und Nachteilen, die mit einem solchen Vorgehen verbunden sind. Henneberg hat in ihrer knappen editorischen Notiz mitgeteilt, dass die neue Ausgabe bis in die „orthographischen und grammatischen Eigenwilligkeiten hinein“ „dem im Nachlass im deutschen Literaturarchiv Marbach vorhandenen Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen der Autorin“ entspricht. Lediglich offensichtliche Tippfehler seien hingegen korrigiert worden.

In der Fassung von 1983 seien, so skizziert Henneberg das Muster der Eingriffe des Ullstein-Lektorats, eben nicht nur sachliche Fehler korrigiert worden, man habe auch stilistisch eingegriffen. Das habe Tergits „ansonsten knappen, lakonisch-spöttischen Ton bieder werden lassen“, der Text sei geglättet worden, die Absätze anders gegliedert, was ihm insgesamt einen anderen Rhythmus gegeben habe. Henneberg weist auch darauf hin, dass die Erinnerungen „schwerwiegend gekürzt“ worden seien, erkennbar an den „Originalbriefen des letzten Teils“, die um „etwa ein Drittel“ eingedampft worden seien. In den Schlusspassagen hatte Tergit die Wiedergabe von Briefen von Freunden wie Franz Denner statt eines eigenen Berichts vorgesehen, was dem Text eine eigentümliche Tonlage gibt. Das hat das damalige Lektorat wohl nicht akzeptieren wollen und stark gestrichen. Die neue Ausgabe korrigiert auch Lesefehler wie etwa „Schachtszene“ (richtig: „Schächt-szene“) oder „Wiener Antisemiten“ (richtig: „Winterantisemiten“). Nicht vorgesehen hat Henneberg allerdings ihrerseits für ihre Ausgabe ein Zitat aus der *Zeit* von Karl Heinz Janssen, das der Ausgabe von 1983 als dritter Teil des Vorworts beigefügt war. Sie kommt auf diese Passagen zwar zu Beginn ihres Nachworts zu sprechen, erläutert aber nicht, warum diese Textteile in der Neuausgabe nicht vorkommen.

Sicherlich sind die Eingriffe des Lektorats der Erstausgabe mindestens diskussions-, wenn nicht kritikwürdig. Eigentümlichkeiten wie das im Satzbau vorgezogene Prädikat lassen sich aber durchaus zurecht als störend empfinden, zumal dies eine Praxis bei Vielschreibern ist, die häufig bei der Redaktion korrigiert wird – insofern ist der Eingriff des Ullstein-Lektorats nachvollziehbar. Auch andere Redaktionen wird man akzeptieren können.

Andere hingegen sind zu hinterfragen: So wird gleich in den ersten Satz, in dem Tergit berichtet, dass sie, seitdem sie 19 Jahre alt gewesen sei, für Zeitungen geschrieben habe, eingefügt, dass sie 1894 geboren sei. Damit wird erkennbar, dass sie nach der eigenen Erinnerung seit 1913 publizistisch tätig war. Gleich im nächsten Satz aber wird von einem Text berichtet, den das *Berliner Tageblatt* 1915 veröffentlicht und dessen Erscheinen sie in der Nacht zuvor ängstlich erwartet habe – was zumindest den Anschein erweckt, dass dies ihr erster, vielleicht aber nur ihr erster Artikel in einer renommierten Zeitung gewesen ist. Die vermeintlich sinnvolle Ergänzung hebt also den im Typoskript gegebenenfalls vagen Hinweis auf den Beginn ihrer Arbeit als Journalistin erst einmal auf, führt aber im nächsten Schritt zu einer Folgeunschärfe, die ohne weiteres nicht zu beheben ist.

Auch die stärkere Gliederung des Textes in der früheren Ausgabe wird man akzeptieren können, solange denn nicht aus der Neuauflage der Eindruck entsteht, dass diese kurzatmigere Gliederung nicht dem Konzept der Verfasserin entsprochen hätte. Die Lesbarkeit des Textes wird aber dadurch in jedem Fall erhöht.

Insofern ist die Arbeit des Lektorats 1983 nicht per se verwerfenswert, es sei denn, dass man ein Lektorat grundsätzlich ablehnt, wie etwa Albert Vigoleis Thelen, der den Lektor als natürlichen Feind des Autors verschrien hat.

Das lässt sich durch einen vergleichbaren Fall, nämlich die Neuauflage von Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* aus dem Nachlass zeigen. Im Fall Falladas hatte der Verlag 1932

umfassende Kürzungen vorgenommen, die dem Text eine andere Ausrichtung verpassten, ihn unpolitischer und anschlussfähiger machten als das Typoskript. Das wurde im übrigen in der Nachkriegsrezeption immer wieder kritisiert. Dennoch ist es bemerkenswert, dass sich Rowohlt im Jahre 1951, als er ein weiteres Mal die Chance hatte, die Typoskriptaussage zu realisieren, erneut für die Fassung des Jahres 1932 entschied, die sich ja als höchst erfolgreich erwiesen hatte. Die Möglichkeit, das Buch ein weiteres Mal als Neuerscheinung präsentieren zu können (endlich die korrekte Fassung), wog anscheinend seinerzeit nicht so viel, als dass man die erprobte Fassung verworfen hätte. Dafür hatte der Herausgeber der 2016 erschienenen neuen Ausgabe, die gleichfalls aus dem Typoskript heraus bei Aufbau ediert wurde, Carsten Gansel, naheliegenderweise kaum Verständnis. Er monierte nicht zuletzt, dass bei den Kürzungen, die am Roman vorgenommen wurden, Textpassagen, die für die Charakterisierung der Hauptfigur wie für die Kultur der Weimarer Republik aufschlussreich seien, weggefallen seien. Für Gansel ist der Erfolgsroman *Kleiner Mann – was nun?* unvollständig und beschnitten. Was freilich seine Argumentation schwächt, ist, dass auch die Neuedition eigentlich nicht die Fassung des Typoskripts bietet, sondern zum einen die Rechtschreibung normalisiert, zum anderen in den Text eingreift. Unabhängig davon ist zudem zu konzedieren, dass Fallada die Texteingriffe akzeptiert hat (ob unter Druck oder einsichtig), was im Falle Tergits nicht möglich war. Im Ganzen gesehen wird man sich also mit einem vernichtenden Urteil über die Ullstein-Ausgabe von Tergits Erinnerungen zurückhalten, lässt sich doch der Eindruck nicht abwehren, dass die damalige Arbeit angesichts dessen, dass die Autorin jüngst verstorben war und Redaktionen (im Unterschied zu Fallada) nicht mit ihr besprochen werden konnten, nach bestem Wissen und nach einigermaßen klaren Grundsätzen durchgeführt wurde: Lesbarkeit verbessern, Fehler korrigieren, (vermeintliche oder tatsächliche) stilistische

Unsauberkeiten tilgen. Allerdings steht dem entgegen, dass man heute in größeren Teilen anders vorgehen würde und vorgeht.

Dies zeigt sich auch bei den sachlichen Fehlern, die für die Ausgabe 1983 korrigiert wurden: Ob man – um ein Beispiel erneut aus den Anfangspassagen des Textes – Tergits Angabe zur „Stabilisierung der Mark“ von „1924“ auf „Ende 1923“, was sachlich korrekter ist, ändern muss, bleibt offen. Ebenso fraglich ist aber auch, ob das Argument Hennebergs sticht, dass es, wenn eine „studierte Historikerin, die als Journalistin auch durch ihre Kontakte (...) über besonders gute und umfangreiche Informationen verfügt, sich irrt oder gewagte Thesen vertritt“, erst recht „interessant“ werde. Für den hier vorgestellten banalen Fall wird das wohl nicht greifen, da wird Tergit der korrekte Termin vielleicht eher vergleichsweise egal gewesen sein. Aus der historischen Distanz wird die Differenz eben vernachlässigenswert. Gerade das aber erlaubt es ja auch, die Fehler und Nachlässigkeiten der Autorin, die ja auf den Grundsatz ausgehen will und nicht auf historische Fakti-

zität im Detail, richtigzustellen, eben auch aus dem Grund, die Argumentation der Autorin nicht unnötig zu schwächen. Mit dem Verweis auf erkennbare Fehler bestünde ansonsten die Gefahr, dass das Argument selbst aus dem Fokus geraten könnte und an Gewicht verlöre. Vielleicht sind das aber mittlerweile eher Spiegelfechtereien als ernsthafte Themen, denn solche Fehler oder Fehleinschätzungen wäre über einen Kommentar relativ elegant zu korrigieren. Trotz alledem überwiegt also die Freude, dass die Erinnerungen nunmehr noch mehr Tergit sind, als es die alte Fassung sein konnte.

**Gabriele Tergit: Etwas Seltenes überhaupt. Erinnerungen. Hrsg. von Nicole Henneberg. Frankfurt/M.: Schöffling & Co. 2018. Euro 26,00.**

Walter Delabar

Vorabpublikation auf der website des JUNI Magazins. Erscheint im Druck in JUNI 57-58